

MIRIAM · RADEMACHER

Der Drink des Mörders

KRIMINALROMAN



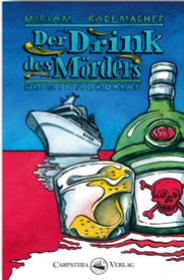
CARPATHIA



VERLAG

ÜBER DAS BUCH

Ein vergifteter Lakritzfabrikant ist ungefähr das Letzte, das sich Colin Duffot für seinen Job als Vertretungstanzlehrer auf einem Kreuzfahrtschiff gewünscht hat. Doch sein Ruf als Hobby-Profiler ist ihm ohnehin schon vorausgeeilt – warum also nicht zum dritten Mal in einem Mordfall ermitteln? Während er die Passagiere des Schiffs innerhalb und außerhalb seiner Tanzstunden ins Visier nimmt, begeben sich seine Mitstreiter, Pfarrer Jasper und Krankenschwester Norma, in der schottischen Heimat des Ermordeten auf Spurensuche.



Miriam Rademacher
Der Drink des Mörders
Kriminalroman

erscheint im Oktober 2017
ISBN 978-3-943709-20-9
328 S., Klappenbroschur
14,90 €

ÜBER DIE AUTORIN

Miriam Rademacher, Jahrgang 1973, begann früh mit dem Schreiben. In den letzten Jahren sind von ihr zahlreiche Kurzgeschichten, mehrere Fantasy-Romane, ein Kinderbilderbuch und eine Jugendroman-Reihe erschienen. »Der Drink des Mörders« ist der dritte Teil ihrer Colin-Duffot-Krimireihe, in die sie auch ihre eigenen Erfahrungen als Tanzlehrerin einfließen lässt.

MIRIAM RADEMACHER

DER DRINK
DES MÖRDERS

KRIMINALROMAN

— LESEPROBE —

CARPATHIA VERLAG

Erstausgabe

1. Auflage 2017

©2017 Carpathia Verlag GmbH, Berlin

Umschlagillustration: Christoph N. Fuhrer, www.fuhrer.me

Gesetzt aus der Linux Libertine/Biolinum und der Populaire

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-943709-20-9

www.carpathia-verlag.de



Barney Brickfield fand seine Situation zum Kotzen. *Rosegarden*, die schäbige Pension, in der er sich erst am Morgen des heutigen Tages eingemietet hatte, war noch meilenweit von der Laterne entfernt, an die er sich jetzt gerade klammerte. Und selbst wenn sie nur einen Steinwurf von dieser schon am frühen Abend wenig belebten Straßenkreuzung entfernt gewesen wäre, so hätte er die rettende Kloschüssel im zweiten Stock nicht mehr rechtzeitig erreicht. In immer wiederkehrenden Krämpfen kündigte das von ihm verspeiste Abendessen seine Rückkehr an, und der Drang, der Fischpastete ihren Willen zu lassen, wurde immer stärker.

In diesem Moment sprang die Fußgängerampel vor ihm auf Grün, und Barney löste sich von der Laterne und rannte los. Auf der anderen Seite der Straße hatte er im dämmrigen Licht der Straßenbeleuchtung eine parkähnliche Landschaft mit Rasenflächen und Büschen ausgemacht. Hier wollte er sich in etwas privaterer Atmosphäre hinter einem Gebüsch erleichtern. Wenn der Fisch erst wieder aus ihm heraus wäre, dann würde er sich besser fühlen.

Seine Aktentasche fest an den Leib gepresst, eilte Barney einen Fußweg entlang, der von Laternen nur schwach beleuchtet wurde. Ihm war das sehr recht. Grünpflanzen säumten seinen Pfad, auf dem noch das Laub des Herbstes lag und bei jedem seiner Schritte raschelte. Lange würde er sich nicht mehr gegen die Bachforelle wehren können.

Als zu seiner Rechten ein seltsames Gebilde aus Beton und Stahl auftauchte, hielt er den Moment für gekommen, den Weg zu verlassen. Durch das feuchte Gras trampelnd, erreichte er die Rückseite des schrankgroßen Objektes, das zweifellos ein Kunstwerk darstellen sollte, seine Bedeutung aber vor Barney verborgen hielt. Hier wuchsen Brennnesseln und Disteln. Ein guter Ort für einen schlechten Fisch. Barney beugte sich weit vor und tat, was getan werden musste.

Seine neuen Schuhe waren aus braunem Wildleder. Es war genau die Art Schuhe, die einem weder einen Wolkenbruch noch einen Hundehaufen verziehen. Und eine halbverdaute Bachforelle schon gar nicht. Barney konnte nur hoffen, sich weit genug vorgebeugt zu haben. Heiß und brennend nahm sein Abendessen Abschied von ihm. Barneys Atem ging keuchend. Auf seiner Stirn stand kalter Schweiß. Er spürte seinen klopfenden Puls in Brust und Schläfen. Noch einmal würgte er, dann war es überstanden. Erschöpft lehnte er sich an das kalte Metall in seinem Rücken und atmete die Nachtluft Schottlands.

Barney Brickfield war sechsunddreißig Jahre alt, trug bereits ein ansehnliches Bäuchlein spazieren und war auch ansonsten nicht mehr der Fitteste. Er würde sich

eine ganze Weile an diese moderne Kunst lehnen müssen, bevor er sich wieder imstande sah, seinen Heimweg fortzusetzen.

Der saure Geschmack von Erbrochenem in seinem Mund ließ ihn an seine Aktentasche denken, die er, unter den Arm geklemmt, stets mit sich führte. Schon ertasteten seine Finger im Dunkeln den Schnappverschluss, schon griff er hinein und zerrte eine der vielen Tuben hervor, schraubte sie auf und hoffte inständig, keine Rasiercreme erwischt zu haben. Doch als er sich die Masse auf den Zeigefinger drückte, roch er den scharfen Duft der Minze. Es war Zahnpasta. Zum ersten Mal war er wirklich dankbar für seine derzeitige Beschäftigung als Vertreter für Körperpflegeartikel aller Art. Er steckte die Tube zurück in die Tasche und stellte diese neben sich ab.

Barney nahm sich Zeit. Ruhig und mit kreisenden Bewegungen verteilte er die Paste auf seinen Zähnen und in den Backentaschen. Gerne hätte er etwas zum Nachspülen gehabt. Da registrierte er das sanfte Gluckern eines nahen Baches. Das Gewässer schien sich gleich hinter den Disteln und Brennnesseln zu befinden. Barney fragte sich, ob die Bachforelle womöglich nach Hause gewollt hatte, und stellte zufrieden fest, dass sein Humor bereits zurückkehrte. In wenigen Minuten würde dieses Erlebnis nichts weiter als eine Anekdote für Stammtischrunden sein. Schon konnte er sich in Gedanken selbst erzählen hören: *Damals. Im schottischen Dingsbums, da habe ich in einer finsternen Spelunke den schlimmsten Fisch meines Lebens serviert bekommen. Ich wäre fast gestorben ...* Barney musste bei diesem

Gedanken lächeln. Er erwog, mit seinem Handy ein Beweisfoto von den Überresten zu schießen, verwarf den Gedanken aber wieder. Bilder von bereits gegessenem Essen fanden im Allgemeinen keinen großen Anklang. Auch wenn Barney sein Leben für gewöhnlich in all seinen Details mit seinem Handy festhielt, jetzt verzichtete er darauf.

Die kühle Novemberluft trocknete bereits den Schweiß auf seiner Stirn, sein Puls raste nicht mehr. Da hörte er von der anderen Seite des Kunstobjektes Schritte auf dem Pfad. Sie näherten sich ihm zügig, ließen das Laub auf dem Weg kräftig rascheln, wurden lauter und bremsen dann plötzlich ab. Der nächtliche Spaziergänger war stehengeblieben, direkt vor dem kreativen Gebilde, an dessen Rückseite Barney lehnte. Barney überlegte kurz, ob sich diesem Menschen womöglich die Bedeutung des Monstrums aus Stahl und Beton erschloss, und ob er eine Schönheit erfassen konnte, die Barney verborgen blieb. Wie auch immer, Barney entschied, dass es keine gute Idee war, jetzt überraschend aus dem Gebüsch zu treten. Der oder die Fremde würde sich über sein plötzliches Erscheinen ziemlich erschrecken. Denn wer, außer einem Sittenstrolch, sprang nachts in einem Park aus den Rabatten? Barney wartete geduldig darauf, dass der nächtliche Wanderer sich wieder entfernte. Doch das tat er nicht. Er schien ungeduldig auf der Stelle zu treten, als würde er auf etwas warten. Und tatsächlich hörte Barney jetzt wieder sich nähernde Schritte. Dieses Mal von der anderen Seite. Sie kamen langsam herangeschlendert. Die zweite Person schien keinerlei Eile zu haben.

»Na endlich«, hörte Barney die Stimme eines Mannes sagen.

Er stutzte. Hatte er die Stimme nicht kürzlich schon einmal gehört? Sie schien ihm zu der Person zu gehören, die gewartet hatte, denn die zweite Person bewegte sich noch immer auf die erste zu.

»Ich weiß wirklich nicht, warum wir uns an dieser gottverlassenen Stelle treffen müssen. Vermutlich eben deshalb, ja? Weil sie gottverlassen ist?« Die vertraut klingende Männerstimme lachte ein nervöses Lachen.

Barney spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten. Sein Instinkt sagte ihm, dass er gut daran tat, unbemerkt zu bleiben. Zwei Personen, die einen gottverlassenen Ort als Treffpunkt wählten, führten sicher nichts Gutes im Schilde. Es sei denn, hier wurde ein, aus welchen Gründen auch immer, verwerfliches Schäferstündchen eingeleitet. Doch das erschien ihm in einer Novembernacht unter freiem Himmel eher unwahrscheinlich.

Etwas knisterte.

»Hier. Es ist alles drin. Die gewünschten Informationen, mein Einsatz, alles. Damit bin ich aus der Nummer raus und warte nur noch auf das Ergebnis, richtig?«

Zum ersten Mal gab nun die zweite Person, der Schlenkerer, einen Laut von sich. Es war ein kehliges Grunzen, das Barney keinen Hinweis auf das Geschlecht des Verursachers gab.

Barney lauschte angespannt weiter. »Und die Tickets für die *Mermaid* sind auch dabei. Wenn sie in der kommenden Woche den Hafen verlässt, wird sie all meine Sorgen mit sich nehmen, und sie werden nicht zu mir

zurückkehren, nicht wahr?« Die zweite Person antwortete der ersten nicht mit Worten, doch irgendeine Reaktion musste es gegeben haben, denn die erste fuhr fort: »Wie ist der Plan? Wird es wie ein Unfall aussehen? Das hätte sicher ein paar Vorteile für uns alle. Verdirbt den anderen Passagieren auch die Kreuzfahrt nicht.« Wieder erfolgte keine hörbare Antwort, und der Erste sagte schnell: »Schon gut, schon gut. Ich muss das gar nicht wissen. Ist vermutlich besser, so wenig wie möglich zu wissen. Dann bleibt mir nur noch, eine gute Reise zu wünschen.«

Barney war in seinem Versteck inzwischen in eine Art Starre verfallen. Nur wenige Schritte von ihm entfernt wurde gerade ein Mordkomplott geschmiedet. Unerhört. Wenn er das seinen Stammtischfreunden erzählte! Die würden ihm diese Geschichte kaum abnehmen! Aber musste er es nicht auch der Polizei melden? Hatte er nicht die Pflicht, etwas zu unternehmen?

So abrupt wie die Unterhaltung vor dem Denkmal begonnen hatte, so abrupt endete sie auch wieder. Fast hätte Barney ihr Ende verpasst. Jetzt hörte er Schritte, die sich in entgegengesetzte Richtungen voneinander entfernten. Er hörte sowohl schnelles Marschieren als auch gemächliches Schlendern durch die gefallenen Blätter. Und jetzt erwachte Barneys Jagdinstinkt. Wer waren die beiden Verschwörer gewesen? Die Stimme des einen zumindest war ihm vage bekannt vorgekommen. Wenn es ihm gelänge, nur einen Blick auf den Redner zu werfen, hätte er Gewissheit. Oder sollte er sich lieber die andere Person genauer anschauen? Mit welcher Information konnte er der Polizei den wertvolleren Hinweis geben?

Er würde entweder eine Beschreibung des Killers oder seines Auftraggebers liefern können. Alles, was er dafür tun musste, war, an einer der beiden Personen vorbeizulaufen, die ihn für einen ahnungslosen Passanten halten musste. Da kam Barney ein weiterer Einfall. Während er aus seinem Versteck heraus auf den Weg trat, ertastete er sein treues Handy in der Jackentasche, zog es heraus und wischte über das Display. Jetzt musste er sich entscheiden. Wem sollte er folgen? Dem Marschierer oder dem Schlenderer? Der Quasselstrippe oder dem Grunzer? Angestrengt sah er nach links und rechts. Zu seiner Rechten konnte er die sich entfernende Gestalt eines Mannes im Schein einer Laterne erkennen. Links versperrte ihm eine Kurve die Sicht auf den Pfad.

Und dann traf Barney Brickfield die falsche Entscheidung. Und er würde die Geschichte von der verdorbenen Bachforelle und dem denkwürdigen Gespräch am Denkmal niemals, in keinem Pub der Welt, erzählen.

KAFFEE

»Und so übergeben wir seinen Körper der Erde. Asche zu Asche. Staub zu Staub.«

Eine kleine Trauergemeinde hatte sich um ein noch kleineres Grab versammelt. Die Personen, aus denen sie bestand, waren in den letzten Monaten durch die Aufklärung einiger Morde zu zweifelhafter Berühmtheit gelangt. Pfarrer Jasper Johnson selbst hatte sich dreist in die Ermittlungen der Polizei eingemischt und erfolgreich Mörder nachgespürt. Ebenso die bezaubernde, aber etwas unberechenbare Lucy Parker und Colin Duffot. Colin, der sich selbst vor allem für einen Tanzlehrer hielt, von allen anderen aber als begabter Detektiv eingestuft wurde, war der Dreh- und Angelpunkt dieser kleinen Truppe geworden, nicht zuletzt durch sein Talent, in den Bewegungen eines Menschen zu lesen und auf dessen Charakter und Stimmung Rückschlüsse ziehen zu können. Colin war nicht freiwillig vom Tanzlehrer zum Detektiv mutiert. Seine neuen Freunde hatten ihn mehr oder weniger vor sich her geschubst – bis an den Rand dieses Grabes als Teil einer ungewöhnlichen Trauerfeier.

Jasper, dessen Talar sich im kalten Novemberwind bauschte, sah mit ernstem Blick und gefalteten Händen in die von ihm selbst ausgehobene Grube hinunter, und Lucy, die dicht neben Colin stand, übertraf an diesem kalten Tag alle Anwesenden mit ihrem glamourösen Kostüm aus schwarzem Taft. Niemandem stand die Trauerkleidung besser als ihr. Ihr blondes Haar und ihr Gesicht über dem schwarzen Pelzkragen erschienen Colin an diesem Sonntagnachmittag besonders schön und begehrenswert.

Die wohl traurigste Gestalt aber gab Norma Dooley ab. Die Krankenschwester, deren ungewöhnlich kurz geratene Gestalt gern in allen Farben des Regenbogens erstrahlte, irritierte ihre Umgebung heute durch ein vollkommenes Schwarz vom Scheitel bis zur Sohle. Am offenen Grab ihres treuen Gefährten zerfloss sie in Tränen, und Colin machte sich angesichts der Kälte des Tages bewusst, dass nur Minuten und ein paar von Norma vollgeheulte Taschentücher ihn von einer heißen Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen trennten. Sein schwarzer Anzug war nicht für das Herumstehen an offenen Gräbern gemacht. Der Stoff war dünn und seinen Wintermantel hatte er leichtfertig in Jaspers Wohnzimmer zurückgelassen.

»Louie hat diese Welt verlassen, doch wir bleiben nicht ohne Trost zurück. Wir dürfen jederzeit an sein Grab treten und uns ihm nahe fühlen«, verkündete Jasper gerade feierlich. Norma wimmerte und vergrub ihr Gesicht in einem blütenweißen Stofftaschentuch.

Lucy, die ihr aufmunternd auf die Schulter klopfte, neigte sich Colin zu und flüsterte ihm ins Ohr: »Jasper

macht das wirklich großartig. Sehr ergreifend. Und diese tolle Grabplatte, die er für Louie ausgesucht hat, ist ausgesprochen stilvoll. Ein bisschen zu groß vielleicht. Und auch sehr breit. Aber stilvoll.«

Colin war hochofren darüber, dass sie endlich wieder mit ihm sprach. »Dieser Platz ist ja auch als eine Art Familiengrab gedacht«, antwortete er rasch. »Wenn die anderen beiden Spaniels eines Tages folgen, können sie ebenfalls hier beigesetzt werden.«

Mrs Summers, die erst im Mai unfreiwillig das Zeitliche gesegnet hatte, hatte ihre drei Cockerspaniels Hector, Ajax und Attila verwaist zurückgelassen. Jasper hatte sie umgetauft, zwei von ihnen bei seinen Freunden untergebracht und einen bei sich im Pfarrhaus aufgenommen. Nun war Louie, Normas friedlicher Dauergast, ohne Vorwarnung verstorben.

Jaspers Stimme wurde jetzt lauter, und er warf Colin einen strengen Blick zu, woraufhin dieser verstummte und artig weiterfror. Gerade begann er sich zu fragen, ob es wohl unhöflich wäre, die Trauergesellschaft zu verlassen, um seinen Mantel holen zu gehen, da öffnete sich die Terrassentür des Pfarrhauses und Mrs Hobbs, Jaspers Haushälterin, betrat in einem leuchtend roten Arbeitskittel den Garten.

»Sie werden sich da draußen noch alle den Tod holen! Beeilen Sie sich mal, Herr Pfarrer, der Kaffee wird langsam bitter!«

Jasper hob empört die Augenbrauen und rief zurück: »Bitterer Kaffee? Zu einem solchen Anlass? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Dann kochen Sie eben frischen!«

Mrs Hobbs murmelte eine unverständliche Antwort und zog sich wieder ins Pfarrhaus zurück, dessen hell erleuchtete Fenster Wärme und Gemütlichkeit versprachen. Colin sah ihr sehnsüchtig nach, was nicht un bemerkt blieb.

Jasper seufzte. »Gut, machen wir Schluss. Es wird auch schon langsam dunkel. Wenn jeder von euch ein paar Schaufeln Erde hinunterwirft, ist die Arbeit schnell getan«, verkündete er, griff als erster nach der Schaufel und ging mit gutem Beispiel voran.

Als Norma an den Rand der Grube trat, schien der Schmerz sie regelrecht niederzudrücken und ließ die sowieso schon zu kurz geratene Frau noch kleiner wirken. Unter lautem Weinen warf sie ein paar Schaufeln Erde in das klaffende Loch. So elend wie heute hatte Colin sie nie zuvor gesehen. Ihre Trauer schmerzte ihn.

Als Colin von ihr die Schaufel gereicht bekam und er hinablickte auf den toten Körper, der dort eingewickelt in eine karierte Decke lag, überkam ihn ein merkwürdiges Gefühl. Eines Tages, und der Tag war möglicherweise nicht so fern, würde es ihn treffen. Dann würde er seinen Huey hier begraben müssen. Noch stand nur Louies Name auf der Sandsteinplatte, die neben dem Grab lag, aber irgendwann, und daran bestand kein Zweifel, würden es drei Namen sein. Und es würde ihm nahe gehen, auch wenn er das vor weniger als einem Jahr noch für unmöglich gehalten hatte.

»Der arme Louie. Schade, dass wir nicht wissen, wie alt er geworden ist. Es steht nur das Todesdatum neben seinem Namen«, sagte Lucy und nahm aus Colins Händen die Schaufel entgegen.

»Ich habe mich überall erkundigt. Die meisten im Dorf sind der Meinung, dass Mrs Summers die Welpen vor mindestens zwölf Jahren gekauft hat. Aber ein genaues Datum wusste leider niemand mehr«, sagte Jasper.

»Er hat jeden Abend auf mich gewartet. Und dann hat er sich bis zur Erschöpfung über mein Kommen gefreut und den Rest des Abends auf meinem Schoß verpennt«, flüsterte Norma.

»Nimm es nicht so schwer, Norma. Louie hatte eine gute Zeit bei dir. Er war bis zu seinem letzten Atemzug ein glücklicher, alter Hund. Und er würde sich wünschen, dass wir jetzt einen Kaffee trinken«, erwiderte Jasper, umfasste Normas Schultern mit den Händen und schob sie unerbittlich auf das Pfarrhaus zu.

Colin und Lucy folgten ihnen, wobei Colin zögernd den Arm um Lucy legte. Sie ließ es sich zu seiner Erleichterung kommentarlos gefallen, und auch das wertete Colin als Fortschritt. Vor einigen Tagen war zwischen ihm und seiner jungen Freundin die Eiszeit ausgebrochen. Gesprochen wurde seitdem nur das Nötigste, gelächelt gar nicht, und zum ersten Mal seit langer Zeit schlief Lucy wieder in ihrer eigenen Wohnung, in ihrem eigenen Bett. Das bedeutete zwar für Colin, dass er endlich mal wieder sein ganzes Bett für sich beanspruchen konnte, zeigte ihm aber auch, wie wütend Lucy auf ihn war. Und auch wenn ihre jeweiligen Zimmer auf demselben Flur von Mrs Greys Obergeschoss lagen, sie also nur durch ein wenig Stein und Mörtel voneinander getrennt waren, kam es ihm vor, als hätte Lucy einen unsichtbaren Graben zwischen sich und ihm gezogen. Erst Louies Begräbnis und die damit verbundenen Trauer schien sie wieder milder zu stimmen.

»Das wurde aber auch Zeit! Ich habe ein Feuer im Kamin angemacht. Und ein gedeckter Apfelkuchen steht auf dem Tisch«, verkündete Mrs Hobbs und sah sich Beifall heischend um.

Jasper tat seiner Haushälterin den Gefallen und klatschte in die Hände. »Mrs Hobbs, Sie sind unsere Rettung. Kaffee und Apfelkuchen und ein knisterndes Kaminfeuer sind genau das, was uns vier jetzt vor einer Lungenentzündung bewahren kann.« Er warf ihr einen Handkuss zu, und Mrs Hobbs errötete unter ihren grauen Locken wie ein Schulmädchen.

Lucy kicherte und nahm auf einem Stuhl neben Colin an der Kaffeetafel Platz. Ein weiteres Friedensangebot. Wenn es seinen beiden Freunden jetzt noch gelang, das heikle Thema nicht anzuschneiden, dann konnte es ein gemütliches Beisammensein werden.

»Louie ist tot, und jetzt willst du uns auch noch verlassen, Colin. Das wird der trostloseste November, den ich je erlebt habe«, brach es in diesem Moment aus Norma heraus.

Colin verkniff sich ein Stöhnen und all sein Hoffen war dahin. Jetzt würde Lucys Laune in Sekundenschnelle unter den Gefrierpunkt sinken. Doch Lucy griff unbeeindruckt nach der Zuckerdose und begann, löffelweise Zucker in ihren Kaffee zu schaufeln. Sie warf ihm nicht einmal einen ihrer vorwurfsvollen Blicke zu. So riskierte Colin es, Norma eine beschwichtigende Antwort zu geben.

»Es sind doch nur ein paar Tage. Und ich kann so einen Job nicht einfach ausschlagen. Es ist eigentlich mehr ein Gefallen als ein Job. Und es ist schnell verdientes Geld. Es ist an der Zeit, für ein eigenes Auto zu sparen, wenn

ich hier im ländlichen Raum als Tanzlehrer bleiben will. Die Cotswolds sind eben nicht London. Keine U-Bahn bringt mich mal eben ins Nachbardorf.«

»Richtig. Hier steht man aber auch nicht den halben Tag lang im Stau«, sagte Jasper. »Und das liegt unter anderem daran, dass hier bei uns deutlich weniger Autos als in London unterwegs sind. Was ich persönlich sehr schätze. Wozu brauchst du denn plötzlich einen eigenen Wagen, Colin? Mrs Grey leiht dir ihren, wann immer du sie darum bittest, und ich würde dir ebenfalls jederzeit die Dicke Bertha anvertrauen.«

»Ich mein Leben aber nicht der Dicken Bertha.«

Die Dicke Bertha, ein ausrangiertes Armeefahrzeug, das zum Gemeindebus umfunktioniert worden war, war so ziemlich genau die Art von Gefährt, an die Colin bei seinen zukünftigen Fahrten nicht gedacht hatte. Die Dicke Bertha war schlecht gefedert, störrisch und unpraktisch. Colin wollte mit Jasper nicht über diese Zumutung von Fahrzeug diskutieren.

»In allererster Linie tue ich mit diesem Job einem alten Freund und Kollegen einen Gefallen«, fuhr er mit seiner Rechtfertigung fort. »Er hat einen Todesfall in der Familie.«

»Den hab ich auch«, warf Norma ein. »Trotzdem willst du einfach wegfahren.«

»Paddy hat mich gebeten, für ihn einzuspringen. Es wäre nicht nur unkollegial, ihm nicht zu helfen, sondern darüber hinaus auch noch dämlich. Ich war noch nie auf einem Kreuzfahrtschiff. So eine Gelegenheit ergibt sich nicht alle Tage«, sagte er mit Nachdruck und wagte nicht, Lucy anzusehen.

Paddy Lore, ein langjähriger Freund und Weggefährte Colins, hatte seine Arbeit auf dem Ozeanriesen kurzfristig unterbrechen müssen, um heim nach London zu eilen, wo er die Beerdigung seiner Mutter organisieren musste. Doch die gut betuchten Gäste der *Mermaid* waren nicht gewillt, für die Dauer einer Atlantiküberquerung auf ihre Tanzstunden zu verzichten. In seiner Not hatte Paddy sich an Colin gewandt, mit dem er in den vergangenen Monaten einen lockeren Kontakt gehalten hatte, und ihn gebeten, ihn für die Dauer einer Überfahrt zu vertreten. Die Aussicht auf acht Seetage an Bord eines luxuriösen Kreuzfahrtschiffes erschien Colin wie ein Freundschaftsdienst, den er Paddy gerne tat.

»Du willst also wirklich nach New York fliegen? Wir können dich nicht umstimmen?«, fragte Norma und nahm sich das zweite Stück Apfelkuchen.

»Er will vor allen Dingen ohne mich nach New York fliegen. Das ist die eigentliche Dreistigkeit«, ließ sich jetzt Lucy vernehmen. Aber ihre Stimme klang dabei nicht ganz so verärgert wie in den letzten Tagen. Im Gegenteil. Sie klang ausgesprochen ruhig. Colin studierte ihr Gesicht und fragte sich, wie lange das gut gehen konnte. Lucy war nicht gerade für ihre Selbstbeherrschung bekannt. Doch sie rührte teilnahmslos in ihrer Kaffeetasse und sah nicht einmal auf. Es schien ihm das erste Mal zu sein, dass sie bei dem Wort »New York« keinen Wutanfall bekommen hatte.

»Darüber haben wir doch schon so oft gesprochen. Ich bekomme den Flug bezahlt, weil ich auf der *Mermaid* arbeiten werde. Würden wir einen Flug nach New York für dich aus eigener Tasche zahlen, liebe Lucy, und dazu

noch die Rückreise nach Southampton auf dem Luxusliner, dann würden wir beide Weihnachten von Katzenfutter leben müssen, denn so eine Reise ist für uns einfach nicht erschwinglich.«

»Stattdessen gedenkst du, acht Tage auf einem Kreuzfahrtschiff zu verbringen, Cocktails zu schlürfen und mit reichen Erbinnen zu flirten, während ich hier an Jaspers Ofen hocke und sehnsüchtig in die Ferne starre«, stellte Lucy fest. In ihrer Kaffeetasse bildete sich ein Strudel. Ihr Rühren legte an Tempo zu. Colin bemerkte zudem, dass der spitze Unterton, den er seit Tagen ertrug, jetzt in ihre Stimme zurückgekehrt war.

»Ich bin dort auf dem Schiff, um zu arbeiten«, beeilte er sich zu versichern. »Ich habe keine Zeit für Cocktails. Die *Mermaid* bietet ihren Gästen ein ansprechendes Bordprogramm. Ich werde den lieben langen Tag unterrichten und abends Tanzshows zur Unterhaltung der Gäste geben. Vermutlich komme ich so gut wie nie an Deck!«

»Tanzshows. Was für ein passendes Stichwort. Wie heißt die Dame noch gleich, die dich auf dem Luxusliner erwartet? Daphne?« Lucy erdolchte eine Rosine, die sich leichtsinnig aus ihrem Apfelkuchen auf den Teller gestürzt hatte.

Colin wusste, dass nichts, was er jetzt sagte, sie noch besänftigen konnte. Er versuchte es trotzdem. »Für Kreuzfahrtschiffe bucht man bevorzugt Tanzlehrerpaare für den Unterricht, so hat man gleichzeitig auch ein Showprogramm. Daphne ist die Partnerin von Paddy, ich kenne sie gar nicht. Aber wir werden ganz professionell zusammenarbeiten. Und darüber hinaus wird sich nichts abspielen.«

»Hoffentlich weiß Daphne das auch«, gab Lucy zurück. Die Rosine hatte sich ihr kampflös ergeben. Colin warf Jasper einen hilfeschuchenden Blick zu, doch sein Freund dachte gar nicht daran, das Thema zu wechseln.

»Ich bin mir sicher, dass man dich ab und zu aus dem Tanzstudio herauslassen wird«, sagte Jasper. »Aber das Interessanteste an Deck werden vermutlich trotzdem die reichen Erbinnen sein. Wie du schon so treffend bemerktest, viele unterhaltsame Zwischenstopps kann man bei einer Atlantiküberquerung nicht einlegen.«

Lucy knirschte bei Jaspers Worten hörbar mit den Zähnen und Colin warf seinem Freund einen finsternen Blick zu. Er wandte sich wieder an Lucy, als er antwortete: »Acht Tage. Es muss doch möglich sein, dir und diesem Dorf acht Tage lang den Rücken zu kehren, ohne deshalb zur Strafe zerfleischt zu werden. Daphne ist sicher ein liebes Mädchen, das vermutlich einen festen Freund auf dem Festland hat. Und die reichen Erbinnen werden ihr Augenmerk eher auf reiche Erben richten als auf den Tanzlehrer.«

Es war Norma, die Colin einen verbalen Rettungsring zuwarf. »New York im November. Ob die wohl schon auf Weihnachten eingestellt sind?«, überlegte sie laut und griff nach dem dritten Stück Apfelkuchen. Ihre Trauer schien sie hungrig zu machen.

»Ich weiß es nicht, aber wenn ich die Zeit haben sollte, es herauszufinden, bringe ich dir von dort etwas Nettes mit«, gab Colin zurück und stopfte sich ebenfalls ein großes Stück Kuchen in die Backen. Vielleicht würde jemand ein ganz neues Thema anschneiden, wenn er

ihnen mit vollem Mund nicht mehr Rede und Antwort stehen konnte.

Normas Gedanken verweilten jedoch beim vorweihnachtlichen New York. »Ich hätte gern ein leuchtendes Rentiergeweih auf einem Haarreif oder Elfenohren. Die kann ich im diesjährigen Krippenspiel benutzen.«

»An der Krippe stand aber gar kein Elf, Norma. Und das Rentier war ein Esel«, korrigierte Jasper sie nachsichtig.

»Sei doch nicht immer so langweilig. Das gäbe deinem Krippenspiel neuen Schwung. Darf ich dir ein Drehbuch schreiben?«, schlug Norma vor.

Jetzt war es Jasper, der rasch das Thema wechseln wollte. Und schon waren sie wieder bei Colins Kreuzfahrt angekommen. »Das ist bestimmt die langweiligste Strecke, die man sich für eine Kreuzfahrt aussuchen kann. Genau genommen ist es überhaupt keine Kreuzfahrt. Es geht stur geradeaus über das Wasser. Kein Wunder, dass sie dafür Tanzlehrer an Bord brauchen. Die Leute wollen ja nicht tagelang aufs Meer hinausstarren und nichts sehen außer Wasser. Ist diese Kreuzfahrtroute wenigstens billiger als andere?«

»Nicht billig genug, sagt ein gewisser Tanzlehrer«, antwortete Lucy. »Nicht so billig, dass ein gewisser Tanzlehrer seine Freundin Lucy mitnehmen könnte.«

Colin spürte, wie sein Geduldsfaden porös wurde. »Ich arbeite dort! Die anderen sitzen an der Bar und baden im Pool! Die anderen haben Urlaub! Nicht ich! Wie oft muss ich das denn noch sagen, bis es endlich einmal bei euch ankommt?«

»Wir sind trotzdem neidisch, mein Guter«, sagte

Jasper. »Obwohl auf einem Kreuzfahrtschiff oft genug eine Krankenschwester oder ein Seelsorger benötigt wird, haben weder Norma noch ich je so einen Job angeboten bekommen. Ich wünschte, ich könnte dabei sein. Es wird eine tolle Erfahrung, über den Ozean zu schippern. Weißt du, ob du zur Seekrankheit neigst?«

»Ich hatte keine Gelegenheit, das in London zu testen.«

»Hoffentlich nicht. Ein blassgrüner Tanzlehrer, der sich an die Reling klammert, ist sicher nicht das, was die Passagiere erwarten. Und dann könntest du auch das tolle Essen nicht wirklich genießen. Du musst uns alles haarklein erzählen, wenn du wiederkommst«, sagte Jasper.

»Er nimmt meinen Laptop mit und wird euch täglich über Skype auf dem Laufenden halten«, sagte Lucy bestimmt und wirkte schon wieder etwas ruhiger als nur wenige Augenblicke zuvor.

»Ich nehme den Laptop mit?«, fragte Colin überrascht. »Na, gut. Hoffentlich ist das Kabel lang genug für eine Atlantiküberquerung.«

Lucy tippte sich demonstrativ an die Schläfe. »Internet gibt es auch auf einem Kreuzfahrtschiff. Es kann also nicht so schwer für dich werden, dich regelmäßig bei Jasper und Norma zu melden.«

»Und bei dir soll ich mich nicht melden?«, fragte Colin.

Lucy blinzelte kurz und antwortete dann hastig: »Doch, doch. Bei mir natürlich auch. Komische Frage. Ist nur etwas schwieriger, wenn du meinen Laptop mitnimmst, nicht wahr? Aber wir werden uns schon finden.«

Ihr Tonfall ließ Colin stutzen. Er warf ihr einen prüfenden Blick zu, dem sie mühelos standhielt. Sicherheits halber nahm er daraufhin Jasper und Norma ins Visier. Jasper schien sich ein Lachen verkneifen zu müssen. Norma trank hastig aus ihrer Tasse und verschluckte sich dabei. Colin hatte das unbestimmte Gefühl, dass sie alle ihm etwas verheimlichten, und wollte gerade nachbohren, als Norma ihren Hustenanfall überwand und sagte:

»Ich vermisse Louie jetzt schon. Wie soll ich die einsamen Abende überstehen? Ohne sein Hecheln und Schnaufen ist es so leise im Haus. Ich denke, ich werde anfangen müssen, Selbstgespräche zu führen.«

Jasper tätschelte ihr tröstend den Handrücken und Colin schlug vor: »Du kannst dir jederzeit meinen Huey ausleihen. Lucy wird sich freuen, wenn sie in meiner Abwesenheit nicht rund um die Uhr den Hundesitter spielen muss.«

Zu Colins Verwunderung stürzte sich Norma erneut auf ihre Kaffeetasse und verschluckte sich zum zweiten Mal. Jasper brach das Tätscheln ihrer Hand ab und klopfte ihr stattdessen auf den Rücken. Da ging Normas Husten plötzlich nahtlos in albernes Gekicher über. Ratlos sah Colin zwischen seinen Freunden hin und her und fing schließlich Jaspers Blick auf.

Der zuckte die Achseln und sagte schlicht: »Nervenzusammenbruch. Das wird schon wieder. Wann geht noch gleich dein Flug?«

TOMATENSAFT

»Fliegen Sie zum ersten Mal?« Der Mann auf dem Nachbarsitz, der mit seiner eher zur Breite als zur Höhe neigenden Statur Colins Bewegungsfreiheit stark einschränkte, sah ihn fragend an.

»Warum? Mache ich auf Sie den Eindruck?«

»Nun, als das Flugzeug beschleunigte, haben Sie sich in meinem Jackenärmel verkrallt und dabei ein Gesicht gemacht, als wollten Sie aussteigen und vorsichtshalber anschieben.«

Colin stellte betreten fest, dass die Finger seiner rechten Hand noch immer ein Stück Stoff vom Jackenärmel des Fremden umschlossen, und ließ es augenblicklich los.

»Entschuldigung. Nein, ich fliege nicht zum ersten Mal. Ich fliege nur sehr selten. Und ich habe tatsächlich stets das Bedürfnis, beim Abheben ein wenig nachzuhelfen. Anschieben durch Willenskraft, verstehen Sie?«

Colin nahm sich die Zeit für ein paar tiefe Atemzüge. Ein Flugzeug in der Luft war für ihn völlig in Ordnung. Ein Flugzeug am Boden auch. Nur die Übergänge zwischen beidem lagen ihm nicht besonders.

»Das habe ich gleich bemerkt. Ich verfüge nämlich über eine großartige Menschenkenntnis, müssen Sie wissen. Ohne die hätte ich es im Leben nicht so weit gebracht«, sagte der Fremde und öffnete umständlich den Sicherheitsgurt.

Colin sah sich seinen Sitznachbarn genauer an. Er besaß genau die Statur, für die Flugzeugsitze nicht konstruiert worden waren. Zwar hatte er genug Kopffreiheit, aber er war zu rund. Wie bei einem Schneemann saß der kugelige Kopf auf einem kugeligen Körper. Zwischen seinen Bauch und die Lehne des Vordersitzes passte kaum noch eine Tageszeitung. Colin konnte sich nicht bewegen, ohne den anderen in die Seite zu stoßen. Hätte Colin eine Wahl gehabt, neben welchem Mitreisenden er die nächsten Stunden eingepfercht über den Atlantik fliegen würde, auf diesen Mann wäre sie ganz sicher zuletzt gefallen. Er haderte kurz mit dem Schicksal. Warum hatte er nicht den Platz neben der süßen Brünetten bekommen, die ihn über den Gang hinweg und am Bauch seines Nebenmannes vorbei anlächelte? Jetzt würde er sich den ganzen Flug über an der Seite dieses Kugelmannes ans Fenster drücken lassen müssen. Die Reise nach New York begann wenig vielversprechend.

Eine junge Dame mit neckischem Halstuch in den Farben der Fluggesellschaft schob ihr Wägelchen durch den Gang und reichte Colin auf dessen Wunsch hin mit unverbindlichem Lächeln ein Sandwich und einen Becher Tomatensaft. Colin beäugte das in Zellophan verpackte Nahrungsmittel skeptisch und begann, mehr aus Neugier als aus Appetit, mit dem Auswickeln.

»Und was treibt Sie in die Staaten?«, fragte der Fremde und rupfte energisch die Folie von seiner Zwischenmahlzeit.

»Die *Mermaid*. Ein Kreuzfahrtschiff, das am Pier von New York vertäut liegt und auf dem ich erwartet werde«, gab Colin bereitwillig Auskunft.

»Na, das ist ja ein Zufall! Ich reise ebenfalls mit der *Mermaid!*«, rief der Dicke. »Ich bin eigentlich gar nicht so der Kreuzfahrtfan, aber meine Kinder haben mir die Reise geschenkt! Sie sagten, es würde Zeit, dass ich mal etwas ausspanne, aber gemeint haben sie damit, dass sie eine Woche Ruhe vor mir haben wollen!« Er lachte, als habe er einen guten Witz gemacht. »Und Sie? Sind Sie häufiger auf Kreuzfahrtschiffen unterwegs?«

Colin schüttelte den Kopf. »Um ehrlich zu sein, wird das meine erste Kreuzfahrt. Und es ist auch keine richtige Urlaubsreise. Ich verbinde eher das Angenehme mit dem Nützlichen. Ich werde auf der *Mermaid* Tanzstunden geben. Wenn es Ihnen also gelingen sollte, an Bord des Schiffes eine hübsche Dame zu erobern, bringen Sie sie zu mir. Ich lasse Sie beide dann Tango tanzen, bis der Mond aufgeht und eine romantische Nacht verspricht.«

Der Mann auf dem Nachbarsitz wollte sich schier ausschütten vor Lachen. Colin war es, als würden Minuten vergehen, bevor sich wieder in der Gewalt hatte.

»Na, Sie sind mir ja vielleicht einer. Sie verstehen Ihren Job. Sie haben gleich erkannt, dass Sie mich mit Tango allein nicht ködern können, nicht wahr? Also versprechen Sie mir eine verführerische Schönheit, die ich auch noch selbst aufreißen muss, bevor ich sie beim Tanzlehrer abliefern. Clever, wirklich clever.«

Er streckte Colin seine knubbelige Hand entgegen, deren Mittelfinger ein ungewöhnlicher Ring schmückte.

»Theodore Toole. Aber Sie dürfen Ted zu mir sagen.«

»Hallo, Ted. Ich heiße Colin. Und ich verspreche Ihnen, dass Sie jede Dame, die Sie bei mir abliefern, behalten dürfen, in Ordnung?«

Ted lachte wieder los, und Colin sah sich peinlich berührt im Flugzeug um. Ja, man schielte bereits zu ihnen herüber. Es war an der Zeit, Ted zum Reden zu bringen und gleichzeitig von weiteren Lachsalven abzuhalten.

»Und Sie sind also Amerikaner, Ted?«, riet Colin aufs Geratewohl. Sprechen konnte Ted im Gegensatz zum Lachen auf Zimmerlautstärke. Das Lachen brach auch prompt ab, kaum dass Colin seine Frage zu Ende gesprochen hatte.

»Amerikaner? Wie kommen Sie denn auf diese Idee? Ich bin Schotte!«

»Im Ernst? Hört man gar nicht«, sagte Colin ehrlich überrascht.

»Natürlich hört man das nicht mehr. Hat mich auch eine schöne Stange Geld gekostet, der Sprechunterricht. Ich bin ein Geschäftsmann von Welt, Colin. Da kann ich schlecht klingen wie ein dahergelaufener Whiskypanischer aus dem Hochland. Aber dass Sie mich für einen Amerikaner gehalten haben, gefällt mir nicht, Colin. Amerikaner haben doch einen ganzen Sack voll seltsamer Dialekte und Akzente.«

Colin verschwieg Ted, dass es weniger seine Aussprache als vielmehr sein Auftreten gewesen war, das ihn diese Vermutung hatte äußern lassen. Ted bediente

eine ganze Reihe von Klischees, wie er hier so neben ihm saß. Und es waren keine, die man üblicherweise den Schotten zuschrieb. Doch das konnte er dem Mann schlecht sagen. Stattdessen sagte Colin: »Sie sind Geschäftsmann, Ted? Womit genau verdienen Sie denn Ihre Brötchen?«

»Lakritze«, sagte Ted, griff sich in die Innentasche seiner Jacke und zog eine bunt bedruckte Plastiktüte hervor. »Unser neuestes Produkt. Kirsch-Lakritz-Bonbons. Wollen Sie mal probieren, Colin?«

Colin war sich ziemlich sicher, dass die Geschmäcker von Käsesandwich und Kirsch-Lakritz-Bonbons nicht miteinander harmonierten, aber er wollte nicht unhöflich sein. So griff er in die Tüte und zog ein rot-schwarz gestreiftes Bonbon hervor.

»Das wird der absolute Renner, sage ich Ihnen. Drei neue Sorten bringe ich in diesem Winter auf den Markt. Die Kirsch-Lakritze ist nur eine davon. Wir haben auch noch Vanille- und Waldmeister-Lakritze. Das wird den Markt revolutionieren!«

»Sie stellen also ausschließlich Süßwaren her?«, hakte Colin nach und bewegte das Bonbon in seinem Mund vorsichtig hin und her. Es war wirklich lecker. Viel leckerer als das Sandwich in seiner Hand. Er legte es zur Seite und genoss das fruchtig würzige Geschmackserlebnis des Bonbons.

»Lakritze, Colin. Ich stelle nur Lakritze her. Salzig oder süß, als Bonbon oder Weingummi, ganz egal. Aber Lakritze muss es sein.«

»Und damit sind Sie weltweit erfolgreich?«, fragte Colin.

Ted schob sich selbst ein Bonbon in den Mund. »Ich gebe mir Mühe. Und das schon seit vielen Jahren. Und es zahlt sich aus. Noch kennt nicht jeder Mann und jedes Kind auf der Welt *Toole's Black Treats*, aber ich arbeite daran. Zusammen mit meiner ganzen Familie. Wir sind ein richtiges Familienunternehmen. Diese Kirschkreation«, er deutete auf die Tüte in seiner Hand, »war die Idee meiner Tochter Mabel. Die Kleine hat ein Händchen fürs Geschäft. Auch meine älteste Tochter Celia ist ein Segen für die Firma. Leider haben beide Mädchen Vollpfosten geheiratet, aber man kann nicht alles haben, nicht wahr? Und aus den Schwiegersöhnen muss man eben das Beste machen.«

»Die beiden Herren haben wohl kein Interesse an Lakritze«, mutmaßte Colin.

»Doch, das haben sie schon, aber eben keine Ahnung. Und keinen Geschmack«, stellte Ted fest. »Und Sie, haben Sie Familie, Colin?«

Colin dachte daran zurück, wie Lucy sich schnell und wortkarg von ihm auf dem Flughafen Heathrow verabschiedet hatte und, ohne sich noch einmal umzublicken, in der Menschenmenge verschwunden war. Es gab keinen Zweifel daran, dass sie ihm immer noch grollte, weil er diese Reise ohne sie antrat. Das zarte Verzeihen, dass sich bei Louies Begräbnis angekündigt hatte, war rasch wieder verkümmert.

»Nein. Ich habe keine Familie. Es hat sich nicht ergeben.«

»Oh, das tut mir leid. Umso wichtiger ist für mich die Information, dass ich jede Dame, die ich in Ihr Tanzstudio führe, behalten darf. Ich nehme Sie beim Wort.«

»Das dürfen Sie ruhig«, versicherte Colin.

»Ich bin schon seit Jahren Witwer. Eine nette, weibliche Reisebekanntschaft wäre ganz in meinem Sinne. Allein sein ist auf Dauer langweilig und mühsam. Meinen Sie, dass viele alleinstehende Frauen auf einer Kreuzfahrt anzutreffen sind? Meine Tochter Celia hat das behauptet.«

»Ich kann dazu leider gar nichts sagen. Wir werden es erleben, nicht wahr?«

Ted lachte wieder dröhnend los und rief: »Sie sind ein Schlawiner, Colin!« Irgendwo hinter ihnen im Flugzeug erklang ein ärgerliches Schnauben. Colin sah sich um, konnte das Geräusch aber keinem Mitreisenden zuordnen. Die meisten schienen in eine Lektüre vertieft oder gaben vor zu schlafen. In diesem Moment hielt Ted Colin erneut die Bonbontüte unter die Nase.

»Wollen Sie noch eins?«

Colin wollte. Der Flug würde noch lange dauern. Er würde ihn sich versüßen, insoweit das möglich war. Bereitwillig griff er in die Tüte, die Ted ihm hinhielt, und zog ein weiteres rot-schwarz gestreiftes Bonbon hervor. Dabei fiel sein Blick noch einmal auf den Ring an der Hand des Fabrikanten. Colin stutzte. Das Bonbon in seiner Hand und der Stein in dem auffälligen Goldring hatten die gleiche dreieckige Form. Auch waren beide schwarz, doch den Stein im Ring durchzogen goldene Spiralen und keine roten Streifen wie im Falle seines Bonbons. Ted, der seinen Blick bemerkt hatte, hielt ihm stolz seine Rechte hin.

»Den habe ich mir zum zwanzigjährigen Firmenjubiläum anfertigen lassen. Der Stein ist natürlich aus Glas.

Doch er symbolisiert in Form und Farbe das, was mich zu dem gemacht hat, was ich heute bin.«

»Ein Lakritzmagnat?«, erwiderte Colin und brachte Ted damit erneut zum Lachen.

»Ich mag Ihren Humor, Colin, wirklich. Wir beide werden sicher viel Spaß auf diesem Luxusdampfer haben. Wenn Sie erlauben, bringe ich gleich zwei Damen mit in die Tanzstunde, dann kann ich großzügig sein und Ihnen eine dalassen.«

Colin stimmte höflich in Teds Lachen ein und glaubte, erneut ein verächtliches Schnauben aus einer der hinteren Sitzreihen des Flugzeugs zu hören. Vermutlich ärgerte sich eine wohlherzogene Dame leidenschaftlich über Teds aufdringlich lautes Lachen. Colin wollte versuchen, das Thema zu wechseln und in eine weniger erheiternde Richtung zu lenken, bevor sich das Schnauben zu offen ausgesprochener Empörung auswuchs.

»Und Sie leben und arbeiten in Schottland, Ted? Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat.«

»Nichts lieber als das. Howgrove an der Which. Das ist der Name meines Heimatortes. Die Which ist ein Rinnsal, das dem Ort viele Brücken beschert. Wie eine Lebensader zieht sich der Fluss durch den Ort. Auch durch mein Grundstück. Doch eigentlich braucht niemand dieses Flüsschen. Gibt ein paar Forellen darin, aber glauben Sie mir, meine Lakritze ist besser.«

Ted plapperte munter vor sich hin und sprach von neun Aussichten, Bonbons, seinem wundervollen Haus und Bonbons. Colin spürte, wie ihm die Augen zufielen. Er wehrte sich nicht.

PROSECCO

»Guckst du da! Da ist *Mermaid!*«

Colins Blick folgte Adils ausgestrecktem Zeigefinger und er atmete vor Erleichterung auf. Der junge Pakistani, dessen Taxi im Inneren ausgestattet war wie eine Zweimanndisco, kutscherte ihn seit einer gefühlten Ewigkeit durch die Hafenanlagen von Brooklyn. Colin war irrigerweise davon ausgegangen, dass sich ein großes Kreuzfahrtschiff wie die *Mermaid* in einem Hafen nur schwer übersehen ließ, doch Ozeanriesen gab es viele, und einer verdeckte die Sicht auf den nächsten. Zudem hatten die unterschiedlichen Terminals Colin verwirrt, weswegen er sich ganz auf Adil verlassen hatte. Und jetzt bestätigte sich, dass dies eine gute Entscheidung gewesen war. Steil ragte der Bug der *Mermaid* vor ihm auf. Hätte das Schiff seinen Schriftzug nicht in leuchtendem Blau zur Schau getragen, Colin hätte es im ersten Anlauf nicht einmal als solches erkannt. Die *Mermaid* war über dem schnittigen Bug auffallend breit und weit weniger elegant, als ihr Name vermuten ließ. Sie war auch erschreckend hoch und beides zusammen ließ sie wie ein weißer Klotz erscheinen. Ein gewaltiger

Klotz, der so gar nicht aussah wie etwas, das schwimmen konnte. Colin unternahm einen halbherzigen Versuch, die Balkone zu zählen, ließ es aber wieder bleiben. Es waren ihm zu viele. Er vermutete, dass, hätte man die *Mermaid* mit voller Wucht in den Sandstrand der französischen Mittelmeerküste gerammt, niemand sie von einem gewöhnlichen Hotel hätte unterscheiden können.

»Da drüben ist Gangway! Aber erst durch Terminal. Einchecken«, rief Adil in diesem Moment.

Colin fragte sich, ob das Weglassen der Artikel eine Art Markenzeichen von Adil war, dann warf er einen Blick auf das Taxameter. Er überlegte kurz, ob er für den Preis auch ein Auto hätte kaufen können, addierte in Gedanken aber trotzdem ein sattes Trinkgeld dazu. Der sympathische Adil und sein Taxi waren ein großer Glücksgriff gewesen, nachdem er das Flugzeug als frischgebackener Lakritz-Fachmann verlassen hatte. Colin hatte an Teds Seite so viele Bonbons verspeist, dass er auf das eher fade Essen der Fluggesellschaft locker hatte verzichten können.

»Nimmst du Helm mit. Nicht vergessen«, rief Adil und deutete auf die Rückbank, wo eine Art Wikingerhelm von christbaumkugelroter Farbe lag, gekrönt von zwei blinkenden Elchschaufeln.

Dieses ungewöhnliche Fundstück verdankte Colin ebenfalls Adil. Auf Colins schüchterne Frage hin, wo man denn in New York ein wenig Weihnachtsschnickschnack erwerben könne, hatte Adil ihn schnurstracks in das Kuriositätengeschäft seines Onkels gefahren. Dort hatte Colin weder Elfenohren noch Rentiergeweihe für Norma entdecken können. Aber da er New York

nicht mit leeren Händen verlassen wollte, hatte er sich für diese Monstrosität entschieden, an der Norma sicher viel Freude haben würde. Vorausgesetzt, sie würde es nicht in Jaspers Krippenspiel zum Einsatz bringen.

Als das Taxi hielt und Adil Colins Gepäck ausgeladen hatte, verabschiedeten sie sich voneinander wie alte Freunde. Kurz darauf verschwand Adils rollende Disco zwischen anderen Taxis, die den Hafen abfuhrten, und Colin wandte sich dem Terminalgebäude zu. Er wappnete sich für das Procedere des Check-in und hoffte inständig, dass man ihn, als vorübergehendes Crewmitglied, schnell durchwinken würde.

Tatsächlich fand er sich schneller als vermutet vor der Gangway des Schiffes wieder. Um ihn herum herrschte reges Treiben. Unmengen an Gepäck und Nützlichem, vom Klopapier bis zur Ananas, wurden verladen. Colin stand mittendrin und ließ die imposante *Mermaid* auf sich wirken. Und er versuchte, das Gefühl der Enttäuschung zu unterdrücken, weil ihr Anblick so wenig von Freiheit und Abenteuerlust ausstrahlte. Sie war nur ein schwimmender Hotelkomplex, auf dessen Vergnügungsmeile er für acht Tage Dienst tun würde. Vermutlich würde es nur Stunden dauern, bis er vergessen haben würde, dass er sich überhaupt auf einem Schiff befand.

Den Elchhelm in der einen und sein Handgepäck in der anderen Hand, trat Colin auf die Gangway zu, an deren Geländer ein junger Mann in Arbeitskleidung und gelber Warnweste gerade ein Banner mit dem Schriftzug des Schiffsnamens befestigte.

Statt einer Leiter glich die Gangway mehr einer Rampe mit Sicherheitsschwellen statt Stufen. Colin hatte

kaum den ersten Fuß auf das Blech gesetzt, als er auch schon die volle Aufmerksamkeit des jungen Mannes hatte. Sein Haar war lackschwarz, seine Haut dunkel wie die Adils. Und auch er verzichtete großzügig auf Artikel.

»Eingang nicht fertig. Bitte warten.«

»Ich bin kein Gast. Ich komme, um hier auf dem Schiff zu arbeiten. Es ist mir eigentlich egal, ob Sie den roten Teppich schon ausgerollt haben. Und ich wäre gern auf meinem Posten, bevor die neuen Passagiere die Gangway stürmen.«

Colin war sich nicht sicher, ob der Mann jedes seiner Worte verstehen konnte, aber die Kernaussage seiner Botschaft schien angekommen zu sein. Der Mann nickte eifrig und winkte ihn vorbei. Vorsichtig erkundeten Colins Füße den ungewohnten Untergrund. Und jetzt kam es doch über ihn: das Gefühl von Aufbruch. Das Gefühl von Freiheit und Abenteuerlust. Was der Anblick der *Mermaid* nicht vermocht hatte, die Gangway, auf der jeder seiner Schritte hallte, gab es ihm. Jetzt und in diesem Moment hatte er wirklich das Gefühl, ein Schiff zu betreten, und mit jedem Schritt wuchs seine Freude darüber, diese Gelegenheit wahrgenommen zu haben.

Der Effekt verlor sich genau in dem Moment wieder, als er in den Bauch des Schiffes eintrat. Das Dröhnen von Staubsaugern empfing ihn. Junge Mädchen, die ihrem Aussehen nach aus aller Herren Länder stammten, wuselten, ausgestattet mit Putztüchern und Eimern, über den dunkelroten Teppich und hatten es eilig. Hier drinnen sah es aus wie in einem x-beliebigen Hotel, hier

roch es wie in einem Hotel, und die freundlich grinsende Frau hinter dem Empfangstresen hätte genauso gut in ein erstklassiges Hotel auf dem Festland gepasst.

»Sie sind früh dran. Wir erwarten den Ansturm der Gäste erst in zwei Stunden«, empfing sie ihn mit freundlichen Worten und schien nach einem Stapel Unterlagen greifen zu wollen.

Colin winkte ab. »Ich bin kein Gast. Ich bin der neue Tanzlehrer. Ich ersetze meinen Freund Paddy Lore für die Dauer der Überfahrt nach England. Ich wäre natürlich durch die Hintertür an Bord gekommen, wenn ich die gefunden hätte.«

»Ach, Sie sind Colin! Paddy hat mir von Ihnen erzählt. Schön, dass Sie kurzfristig für ihn einspringen konnten. Daphne wollte eigentlich bei Ihrer Ankunft hier sein und Sie in Empfang nehmen. Moment! Ich werde kurz in ihrer Kabine anrufen und sie herbitten. Wo ist denn das Telefon hin?« Sie hob einige Bögen Papier an, die vor ihr lagen. Doch ein Telefon fand sie nicht. Sie warf Colin einen entschuldigenden Blick zu. »Zwischen An- und Ablegen ist es hier immer ein bisschen stressig.«

Colin ließ seinen Blick schweifen und fand, dass die Frau, deren Plastikschildchen sie als C. Myers auswies, untertrieb. Vom Foyer aus hatte er freien Blick auf Galerien und Ränge über ihm. Überall herrschte eifriges Treiben. Genau wie im Foyer lief und schob sich das Putzgeschwader mit schwerem Gerät über die Flure. Gewundene Treppen führten hinauf zu den höher gelegenen Ebenen, verschwanden aus seinem Blickfeld, tauchten wieder auf, und ließen das Innere der *Mermaid* wie

ein Treppenhaus aus einer Zeichnung von M. C. Escher wirken. Colin hätte es nicht verwundert, wenn Personen die Szenerie kopfüber oder im rechten Winkel zum Boden betreten hätten, und er fürchtete, sich hier niemals zurechtzufinden.

»Wo ist denn jetzt dieses blöde Telefon«, schimpfte C. Myers am Empfang leise und warf Colin einen weiteren entschuldigenden Blick zu. Sie stand unter Stress. Wie alle um sie herum, die sich nach Kräften bemühten, die *Mermaid* innerhalb kürzester Zeit auf Vordermann zu bringen und sich gegen den baldigen Ansturm der Gäste zu wappnen. »Es ist weg. Es wird sicher irgendwo wieder auftauchen, das muss es ja schließlich, aber ich kann es nicht finden. Ich werde jemanden vom Personal bitten, Sie zu Daphne zu bringen.«

»Das ist nicht mehr nötig. Daphne ist schon da«, sagte eine Stimme. Colin wandte sich in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war, und sah eine Königin durch die pompöse Halle auf sich zuschreiten.

Sie war groß, fast so groß wie er selbst. Keineswegs zierlich, eher stattlich. Ein blasser Hauttyp mit wasserblauen Augen, die das Schwarz ihres Bubikopfes als Fälschung verrieten. Von Natur aus war sie vermutlich eher der dunkelblonde oder hellbraune Typ. Zwei Haarfarben, die in den Tanzsälen dieser Welt offiziell nicht existierten. Colin wusste nur zu gut, dass für Profitänzerinnen nur drei Haarfarben in Frage kamen: schwarz, blond, und rot. Alle anderen galten als nicht publikumswirksam und wenig kameratauglich. Ihr Auftreten, ihre fließenden Bewegungen und das Humorvolle in ihrem Blick nahmen Colin sofort für sie ein.

»Hallo, Colin. Ich bin Daphne. Paddys Partnerin. Und für die nächsten acht Tage nun ganz die Deine.« Sie reichte ihm die Hand und zwinkerte ihm zu.

Ihre samtweiche Stimme passte nicht nur zu ihrem Erscheinungsbild und ihrer Ausstrahlung. Sie passte zu dem, was Colin sich für die nächsten Tage als Partnerin erhofft hatte. Ihm fiel auf, dass Daphne mit ihrem Gesicht lächeln konnte, ohne auch nur einen Mundwinkel bewegen zu müssen. Sie strahlte ein starkes Selbstbewusstsein aus, das fern jeder Arroganz war. Daphne war der Typ Frau, der jedes andere weibliche Wesen sofort, ob gewollt oder ungewollt, in die Konkurrenzrolle drängte. Eine Rolle, in der man neben Daphne nur schwerlich bestehen konnte. Colin war sich sicher, dass Paddy und Daphne sehr gute Freunde waren. Vermutlich hatte Daphne ausschließlich männliche Freunde. Frauen würden sich nur ungern in Daphnes Begleitung sehen lassen, aus Angst, neben ihr zu verblassen. Sie war wie ein blankpolierter Ferrari, der jeden Wagen, der es wagte, in unmittelbarer Nachbarschaft zu parken, in eine niedliche Blechdose verwandelte. Colin kam in den Sinn, dass Lucy Daphne vermutlich gehasst hätte.

Jetzt zuckte es verstärkt um Daphnes Mundwinkel und Colin wurde sich der Tatsache bewusst, dass er sie bereits zu lange anstarrte, um seine Faszination noch glaubhaft verbergen zu können.

Er versuchte, seine aufkommende Verlegenheit mit einem kleinen Redeschwall zu kompensieren. »Ich freue mich, dich kennenzulernen und würde gerne behaupten, dass Paddy mir schon oft von dir erzählt hat. Tatsächlich aber habe ich deinen Namen im Zusammenhang

mit dieser Reise zum ersten Mal gehört. Arbeitest du schon lange mit Paddy zusammen? Kennt ihr euch aus London?»

Colin bemerkte, dass er faselte und beendete seinen Monolog, indem er Daphnes ausgestreckte Hand ergriff und schüttelte. Daphne ließ ihn schütteln und war weiterhin von einer betörenden Ruhe. Fast fühlte es sich an, als erwarte sie einen Kniefall samt Handkuss von ihm, doch Colin konnte sich beherrschen. Und Daphne war so freundlich, den wirren Faden seiner Gesprächsführung aufzugreifen.

»Dafür hat Paddy umso mehr von dir erzählt, Colin. Von eurer gemeinsamen Zeit in London. Und, dass du heute so eine Art Profiler in deinem eigenen Detektivteam bist. Paddy sagt, du hast schon Mordfälle für die Polizei gelöst. Das klingt sehr spannend.«

Hätte Paddy jetzt neben ihm gestanden, Colin hätte ihm vors Schienbein getreten. Seine Abenteuer in den Cotswolds waren nichts, womit er üblicherweise prahlte, und er hatte Paddy ganz im Vertrauen von diesen Ereignissen erzählt. An Bord eines Luxusliners kamen ihm Geschichten über Mord und Totschlag ganz besonders unpassend vor.

»Ich vermute, dass Paddy ein wenig übertrieben hat. Das tut er gern, wie wir beide wissen.«

»Tut er das wirklich? Na, vielleicht gelegentlich. Das bedeutet sicher, er hatte gar keinen Sex mit Prinz Charles, richtig?« Daphne zwinkerte ihm verschwörerisch zu und Colin schmunzelte.

»Die Geschichte kenne ich noch gar nicht. Ich bin mir sicher, auch in dem Fall hat Paddy gnadenlos übertrieben.«

»Komm mit mir mit. Ich zeige dir, wo du das da«, Daphne deutete auf den Elchhelm in seiner Hand, »verstauen kannst.«

»Das ist ein Geschenk für eine Freundin«, beeilte sich Colin zu versichern, klemmte sich Handgepäck und Helm unter die Arme und folgte Daphne durch die Halle. Der Elchhelm blinkte noch immer lustig vor sich hin. Wo hatte das Ding eigentlich seinen Ausschalter?

»Wir nehmen den Fahrstuhl. Das geht schneller«, sagte Daphne und hatte schon den Messingknopf neben einem verschnörkelten Schiebegitter gedrückt. Colin gelangte zu der Erkenntnis, dass die Architekten der *Mermaid* versucht hatten, den Stil längst vergangener Jahrzehnte nachzubilden. Zu schade, dass ihnen diese Idee nicht beim äußeren Erscheinungsbild des Schiffes gekommen war.

Die Kabine hielt, das Gitter glitt vollautomatisch zur Seite und sie traten ein. Ein sanftes Rucken verriet, dass die Kabine sich wieder in Bewegung setzte.

In diesem Moment fand Colin den winzigen Schalter unter der rechten Elchschaufel und drückte ihn hoffnungsvoll. Der Helm begann, Jingle Bells zu dudeln. Energisch drückte er erneut auf den Knopf und dieses Mal verstummte das Ungetüm. Daphne schwieg taktvoll und Colin fand, dass es an der Zeit für leichte Konversation sei.

»Wo haben Paddy und du sich kennengelernt?«

»Auf einem Tanzturnier. Keine große Sache, ich startete dort unter ferner liefen mit meinem damaligen Partner. Leider gestand er mir nach dem Quickstep, dass er in Zukunft nicht mehr mit mir tanzen würde.

Ich brach in Tränen aus, flüchtete mich in die Garderobe und dort fand mich Paddy. Er trocknete meine Tränen und versprach mir einen Walzer, wenn ich wieder lachen würde. Das war alles, was ich in diesem Moment brauchte und hören wollte. Seitdem arbeiten wir immer mal wieder zusammen. Nachdem er diesen Job hier an Land gezogen hatte, fragte er mich, ob ich Lust hätte, für eine Weile aus London zu verschwinden. Und die hatte ich.«

»Wie konnte dein Partner nur so dämlich sein, dich auszutauschen?«, fragte Colin verwundert.

»Oh, es war nicht seine Entscheidung. Seine Freundin konnte mich nicht leiden. Sie hat drauf bestanden.«

Colin sah in dieser schlichten Antwort all seine Spekulationen über Daphne bestätigt. Sie war das Mädchen, das niemals eine Freundin gehabt hatte und vielleicht auch nie eine haben würde. Sie war zu perfekt und damit die ewige Konkurrenz, die sich niemand gern ins Haus holt.

»Und du und Paddy, ihr seid ... *Freunde*?«, fragte Daphne.

Die Art und Weise, in der sie das Wort *Freunde* betonte, veranlasste Colin zu einer ebensolchen Betonung in der Antwort. »Ja. Wir sind *nur* Freunde.«

»Aha«, erwiderte Daphne.

Der Fahrstuhl hatte sein Ziel erreicht, ein weiteres Schiebegitter glitt zur Seite und Colin fand sich in einem Hotelflur wieder. Einem schmalen Hotelflur, auf dem es ähnlich lebhaft zuging wie in der großen Halle des Foyers. Die Putzkolonne der *Mermaid* war auch hier im Großeinsatz. Colin wünschte sich, sie hätten die

Treppe anstelle des Fahrstuhls genommen. Fahrstühle trugen in aller Regel nicht dazu bei, sich bald in einer fremden Umgebung zurechtzufinden. Er hatte keine Ahnung, wo in dem großen Schiff er sich gerade befand. So folgte er Daphne brav bis zu der Kabinentür mit der Nummer 221 und sah ihr dabei zu, wie sie eine Plastikkarte in das elektronische Schloss schob, woraufhin die Tür aufsprang.

Colin hatte eine gleich aussehende Karte beim Check-in als Zimmerschlüssel erhalten und fragte sich nun, warum Daphne ihn nicht zuerst zu seiner eigenen Kabine geführt hatte, damit er seinen Elchhelm loswerden konnte. Zögernd betrat er die Kabine, die er für die ihre hielt, und begriff augenblicklich den Ernst der Lage, als sein Blick auf das Doppelbett fiel. Das hätte er eigentlich kommen sehen können. Er hatte nur schlichtweg nicht darüber nachgedacht, wie man das Tanzpaar für die Dauer der Kreuzfahrt unterbringen würde.

»Paddy hat immer auf der linken Seite geschlafen. Ist das okay für dich? Selbstverständlich ist es gerade frisch bezogen worden.«

»Wir beide haben eine gemeinsame Kabine«, stellte Colin fest und klang dabei so arglos, wie es ihm in diesem Moment möglich war.

Sein Blick wanderte über die Innenausstattung: Es war ein gewöhnliches Hotelzimmer. Vielleicht hatte man etwas mit dem Platz gezeigt, doch im Prinzip war alles vorhanden. Gleich rechts neben der Eingangstür gab es einen Einbauschränk und eine weitere Tür, die sicher in ein Badezimmer führte. Gegenüber befanden sich ein großer Spiegel und ein paar Garderobenhaken,

denen er nun das Elchgeweih anvertraute. Außerdem gab es noch einen Sessel samt Tischchen, um eine Sitzecke anzudeuten, und einen Schreibtisch mit Blick auf einen neu wirkenden Flachbildschirm. Davor stand eine kleine Flasche Prosecco flankiert von zwei Gläsern. Vermutlich eine Aufmerksamkeit des Hauses anlässlich seiner Ankunft. Vielleicht auch ein Verführungsversuch Daphnes, was Colin lieber nicht hoffen wollte.

»Hat Paddy dir das nicht erzählt? Wir teilen uns immer ein Zimmer, wenn wir gemeinsam unterwegs sind. Auf Kreuzfahrtschiffen werden Tanzpaare für Shows meist in einer gemeinsamen Kabine untergebracht. Aber wenn es ein Problem für dich ist, dann ...« Daphne schien der Gedanke, dass er eine Einzelkabine erwartet haben könnte, soeben zum ersten Mal gekommen zu sein. Sie sah Colin verunsichert an und ihre Wangen färbten sich zartrosa. Colin konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Paddy hat es dir wirklich nicht erzählt?«

Colins Grinsen wurde noch breiter. Er lehnte sich an die Badezimmertür und ließ Daphne kurz zappeln, bevor er antwortete: »Nein, das hat unser lieber Paddy wohl vergessen zu erwähnen. Typisch für ihn, würde ich sagen.«

»Ja, das ist wirklich typisch für ihn. Ich hatte ihn gebeten, dich auf die gemeinsame Unterbringung hinzuweisen. Aber vermutlich konnte er sich nicht vorstellen, dass du etwas dagegen hättest.«

»Es überrascht mich nur etwas. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass Paddy gerade jetzt in seinem Flieger in Richtung Heimat sitzt und sich ins Fäustchen lacht,

wenn er sich genau diese Szene vor seinem geistigen Auge ausmalt.«

Colin setzte sich auf die Bettkante, zog die Schuhe von den Füßen und ließ sich zurücksinken. Pro behalber wippte er leicht auf und ab.

»Bequemer als zu Hause. So lässt es sich leben«, sagte er und beobachtete Daphne, die unschlüssig an der Bettkante stand und an ihrer Unterlippe kaute.

Einen Augenblick später ließ sie ihn an ihren Gedanken teilhaben:

»Wir könnten eine Wäscheleine durchs Zimmer spannen und Badetücher drüberhängen, wenn du gern ein eigenes Reich hättest. Aber ich kann natürlich auch an der Rezeption fragen, ob irgendwo auf dem Schiff noch ein anderes Bett für dich frei ist. Meist ist die *Mermaid* allerdings ziemlich ausgebucht.«

Colin fand, dass es an der Zeit war, Daphne ihre Sorge zu nehmen. »Für eine Woche werden wir uns schon miteinander arrangieren.« Dann deutete er auf den Prosecco und die beiden Gläser. »Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich erwähnen, dass zu Hause meine reizende Freundin auf mich wartet, die ich ganz sicher nicht unglücklich machen möchte. Es wird sich also nichts zwischen uns abspielen. Das hattest du aber auch hoffentlich nicht erwartet.«

»Nein, natürlich nicht«, entfuhr es Daphne und sie ließ sich neben Colin aufs Bett fallen. »Ehrlich gesagt, habe ich geglaubt, ein Freund von Paddy müsste genauso schwul sein wie er selbst. Wie man sich doch täuschen kann. Ich bin sehr erleichtert, dass du es locker nimmst. Ich sah mich schon die halbe Mannschaft

aufmischen auf der Suche nach einer freien Kojе. Und du hast wirklich eine Freundin? Ist sie nett?«

Colin dachte, dass Lucy, könnte sie ihn und Daphne jetzt sehen, keineswegs nett zu ihnen gewesen wäre, antwortete aber: »Sie ist nett und hübsch. Eine wirklich verführerische Kombination.«

Daphne runzelte die Stirn »Und du hast sie nicht mitgebracht? Ihr zwei hättet ja auch uns beide für diese Reise ersetzen können. Die acht Tage Pause hätte ich schon verkraftet.«

Colin sah Daphne mit Verschwörermiene an und flüsterte: »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

Daphne riss die Augen auf und nickte dann.

»Sie kann nicht tanzen.«

»Sie kann nicht tanzen?« Daphne klang ehrlich schockiert.

»Naja. Sie kann sich schon zur Musik bewegen, wenn man sie führt. Aber sie ist keine Tänzerin. Sie hätte hier weder unterrichten noch Shows tanzen können. Sie betreut Vorschulkinder.«

»Nicht zu fassen. Hat dir niemand gesagt, dass Mischehen niemals gut gehen, Colin? Du musst ihr das Tanzen beibringen!«

Colin, der den Ausdruck »Mischehen« in diesem Zusammenhang unglaublich komisch fand, hatte Mühe, ernst zu bleiben. Feierlich versprach er Daphne, dass er Lucy das Tanzen beibringen würde, sobald er wieder in England sein würde. Dann kam er auf die Arbeit zu sprechen.

»Das läuft hier eigentlich ganz entspannt ab«, sagte Daphne. »Tanzkurse gibt es zu festen Zeiten, sowohl am

Vor- als auch am Nachmittag. Sehr beliebt sind die Privatstunden. Du trägst deine zu vergebenen Stunden einfach auf einem Plan, der vor dem Tanzsaal hängt, ein, und die Gäste notieren ihren Namen dahinter. Abends findet kein Unterricht statt, da wird im Ballsaal getanzt. Wir werden während der Überfahrt ein oder auch zwei Tanzshows zum Besten geben müssen, aber das Thema können wir frei wählen. Also: Was liegt dir am meisten?»

»Alles«, antwortete Colin gleichmütig.

»Wie sieht es mit Hebefiguren aus? Die kommen immer toll an.«

Colin betrachtete die große Daphne noch einmal genauer und verspürte bei ihrem Anblick jetzt ein warnendes Ziehen im unteren Rücken. »Hebefiguren sollten wir eher sparsam dosieren«, sagte er.

»Ich habe eine gute Körperspannung! Ich bin federleicht!«, protestierte Daphne, die seinen Blick bemerkt hatte.

»Eine am Anfang der Show und eine am Ende. Mehr ist nicht drin«, entschied Colin.

Daphne fügte sich bereitwillig und fragte dann: »Soll ich dir jetzt den Tanzsaal zeigen?«

»Eine gute Idee. Vor allem den Weg dahin möchte ich mir gut einprägen. Das Schiff scheint mir ein wenig unübersichtlich.«

»Das ändert sich schnell, glaub mir. Spätestens morgen findest du dich zurecht. Auf geht's in unsere Katakombe!«

Als Colin den Tanzsaal betrat, begriff er augenblicklich, warum Daphne ihn als Katakombe bezeichnet

hatte. In dem fensterlosen Raum herrschte völlige Dunkelheit.

Daphne schritt mutig voran und ertastete irgendwo rechts von ihnen einen Lichtschalter. Eine Reihe von Strahlern an der Decke flammte auf und erhellte seinen neuen Arbeitsplatz. Der Tanzsaal war mit dunklem Holz parkettiert worden, die Fläche von dunkelrot gepolsterten Sitzecken mit dazu passender Bestuhlung eingeraht. Zeitlos schön, fand Colin. Er stellte mit einem Blick auf den Plan an der Saaltür fest, dass am kommenden Vormittag ein Salsakurs und am Nachmittag eine Tangostunde auf dem Plan standen, und notierte rasch einige Termine für buchbare Einzelstunden dazu.

»Die werden sich rasch füllen, wenn die Damenwelt dich erst einmal gesichtet hat, Colin«, sagte Daphne und fuhr ihm neckisch durch das volle, graue Haar, auf das Colin zugegebenermaßen sehr stolz war.

»Tanzstunden, Daphne«, sagte Colin mit gespielterm Tadel in der Stimme. »Wir geben nur Tanzstunden.«

»Aber sicher. Und wenn wir das mal nicht tun, amüsieren wir uns. Wollen wir heute Abend unser Glück im Casino versuchen? Oder reizt dich das Bordkino? Sicher ist es auch von Vorteil, wenn wir uns am ersten Abend zumindest kurz auf der Tanzfläche oder in den Bars sehen lassen, damit die neuen Passagiere unsere Gesichter schon einmal kennenlernen. Oder wir machen uns einen netten Abend in der Sambabar, was meinst du?«

Colin meinte, dass sich das alles sehr gut anhörte, und er nahm sich vor, die Überfahrt in jeder freien Minute zu genießen.

TEQUILA SUNRISE

Noch am selben Abend traf Colin Ted Toole wieder, der ihn wie einen alten Freund begrüßte.

»Colin, da sind Sie ja! War das Sicherheitseinweisung heute Nachmittag nicht todlangweilig? Ich habe dem Sicherheitsoffizier versichert, dass ich übers Wasser gehen kann und seine Belehrungen völlig überflüssig sind, aber er wollte mir nicht glauben! Gestatten, dass ich Ihnen Madame Ubu vorstelle?«

Colin, der die Sicherheitshinweise des Personals ganz und gar nicht als langweilig empfunden hatte, bemerkte neben Ted, am Tresen der Sambabar, eine füllige Dame mit hennarotem Haar, das sie zu einem seltsamen Gebilde auf ihren Kopf getürmt hatte. Sie überragte Ted um Haupteslänge. Kleidung und Schmuck der Dame verrieten jede Menge Geld aber auch wenig Geschmack. Ted Toole hatte tatsächlich keine Zeit verschwendet und war im Begriff, seine erste Eroberung dieser Reise zu machen.

»Ein ergreifender Anblick, als das Schiff ablegte, nicht wahr, Monsieur Colin? Abschied hat doch immer etwas Herzerreißendes.« Sie klimperte mit ihren getuschten

Wimpern. Ihrem Akzent nach zu urteilen, war Madame Ubu tatsächlich Französin. Colin fand, dass sie ein äußerst charmantes Lächeln hatte. Er schätzte sie auf Mitte fünfzig, nur wenig älter, als er selbst war.

»Nur Colin, Madame Ubu. Ich bin hier an Bord der Tanzlehrer. Und der Abschied von New York konnte mich kaum schmerzen, ich war nur wenige Stunden dort. Ich glaube nicht, dass das lange genug war, um es schon wieder zu vermissen.«

»Oh, Sie sind der Tanzlehrer! Wie charmant! Ich habe mir fest vorgenommen, auf dieser Reise endlich einmal richtig Wiener Walzer tanzen zu lernen! Sehen Sie mal, ich mache immer nur so. Das ist nicht richtig, oder?«

Madame Ubu ließ den Tresen los und hüpfte einige Schritte durch die Bar, was ihr die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Anwesenden bescherte. Der Barmann im weißen Jackett verzog das Gesicht, als fürchte er, das Schiff könne Schlagseite bekommen, hatte sich aber Sekunden später wieder im Griff. Colin verbiss sich ein Lachen. Madame Ubus Darbietung sah aus wie die spontane Flucht vor einer angriffslustigen Wespe.

»Das ist schon ganz ähnlich, Madame. Aber wenn Sie morgen im Tanzsaal vorbeischaun, können wir sicher noch ein wenig an Ihrer Technik feilen.«

»Oh, das klingt fabelhaft, Colin. Wann darf ich mit Ihnen über das Parkett schweben?«, rief sie aus, was Ted dazu veranlasste, Colin in die Seite zu boxen, um ihn daran zu erinnern, dass er versprochen hatte, ihm nicht die Tour zu vermasseln. Dabei zog er ein Colin bereits vertrautes Tütchen aus der Innentasche seines Jacketts und hielt es ihm hin.

»Waldmeister-Lakritz-Bonbon gefällig?«

Colin näherte sich voller Skepsis dieser neuen Geschmackscreation und wurde ein weiteres Mal angenehm überrascht.

»Jetzt fehlt mir noch Ihre Lakritz-Vanille-Komposition als Geschmackserfahrung.«

Ted Toole machte ein betretenes Gesicht. »Ich fürchte, meine Vanillevorräte haben das lange Warten bei der Immigration nicht überstanden. Tut mir leid, alter Freund. Aber wenn Sie mich mal in Schottland besuchen kommen, lade ich Sie zu einem Lakritzbuffet in meinem Haus *Nine Views* ein.«

Colin versprach, darauf zurückzukommen und gab Madame Ubu die Empfehlung, Ted zu ihrer Tanzstunde mitzubringen. Madame Ubu war erneut lautstark entzückt und bestürmte Ted nun mit Fragen über seine tänzerischen Vorkenntnisse, was Colin die Gelegenheit zum Rückzug gab.

Die Sambabar, eine Namensschöpfung, die spätestens nach dem dritten Cocktail zu Problemen bei der Artikulation führen würde, war die größte ihrer Art an Bord der *Mermaid*, und sie hatte sich bereits gut gefüllt. Ein Pianist klimperte dezente Melodien auf einem schwarzglänzenden Flügel, Kellner in weißen Sakkos flitzten eifrig zwischen den zahlreichen Sitzgrüppchen hin und her und balancierten auf ihren Tablett farbenfrohe Cocktails. Die vorherrschenden Farben in der Sambabar waren beige und petrolblau. Was das mit Samba zu tun haben sollte, war Colin schleierhaft. Er hatte sich die Lokalität irgendwie brasilianischer, ja karnevalesker vorgestellt.

Durch eine Fensterfront konnte er den beleuchteten Pool in der dezent beleuchteten Schwimmbadhalle sehen. Der Pool wurde noch von einigen späten Schwimmemern genutzt, obwohl der Abend bereits in die Nacht übergang.

»Cocktail gefällig?«

Die Stimme gehörte einem hübschen, jungen Kellner mit ebenmäßigen Gesichtszügen und zurückgegeltem, schwarzen Haar. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, fürchtete er, dass Colin den ganzen Abend über nüchtern bleiben könne, also bestellte Colin einen Tequila Sunrise und bat darum, dass man ihm den Drink an einen der Tische nahe der Fensterfront bringen möge. Der Kellner nickte und entschwand.

An mehr oder weniger belebten Sitzgrüppchen vorbeigehend, studierte Colin die Gesichter der Kreuzfahrtgäste. Jede Altersgruppe, der es erlaubt war, Alkohol zu trinken, schien vertreten. Die meisten Damen hatten Wert darauf gelegt, dass man ihrer Garderobe ihren Preis ansah und dafür Abstriche beim guten Geschmack in Kauf genommen. Die Herren am Arm der Damen schienen sich abgesprochen zu haben und waren fast ausnahmslos in dezentem Schwarz erschienen. Nahe der Sitzgruppe, die er für sich selbst ins Auge gefasst hatte, entdeckte Colin eine Ausnahmeerscheinung. Das Kleid war schlicht und doch elegant, der Schmuck sparsam, fast unauffällig platziert. Sie hielt ihren blonden Schopf über die Cocktailkarte gesenkt, und als sie ihn hob, erkannte er sie einen Augenblick früher als sie ihn. Ihm stockte vor Überraschung der Atem. Und als dieses Gefühl in heißen Zorn umschlug, klimperte sie

unschuldig mit den Augenlidern und nahm eine sittsame Haltung ein.

Colin hätte ihr den Hals umdrehen können.

Mühsam beherrschte er sich und ging mit langsamen Schritten auf sie zu. Ohne ein Wort der Begrüßung setzte er sich in den Sessel ihr gegenüber und schwieg eisern weiter.

»Du bist böse auf mich«, stellte sie mit honigsüßer Stimme fest.

»Ich könnte dich umbringen.«

»Ich werde eben nicht gern zurückgelassen. Kannst du das nicht verstehen?«

»Ich gebe mir die allergrößte Mühe, aber es fällt mir schwer.«

»Es war auch gar nicht so teuer, wie du meinst. Ich mache die Überfahrt quasi zum halben Preis mit. Ein richtiges Schnäppchen.«

»Findest du, ja? Und wie bist du an dieses Schnäppchen gekommen?«

Lucy spielte mit ihren Ohrringen, was ihm zeigte, dass sie sich nicht wohl in ihrer Haut fühlte. Geschah ihr ganz recht. Er hatte nicht vor, ihr diese Unsicherheit zu nehmen.

»Im Internet. Ich habe es dir ja schon oft gesagt, das Internet ist eine wahre Fundgrube. Man bekommt dort alles, was man braucht. Eigentlich war diese Reise längst ausgebucht. Aber dann ist die Bridgefrendin von Mrs Layton, das ist meine Zimmergenossin hier auf der *Mermaid*, erkrankt, und allein wollte Mrs Layton die Reise nicht antreten. Also hat sie über das Internet nach einer angenehmen Reisebegleitung

gesucht. Naja, und du weißt ja, wie angenehm ich sein kann.«

»Allerdings.« Auch ihr Rededrang zeigte ihm, dass sie sehr wohl ein schlechtes Gewissen hatte. Recht so. »Du bist dir sicher im Klaren darüber, dass auch der halbe Preis dieser Reise ein gewaltiges Loch in die Haushaltskasse reißt, oder? Von deinem Lohn als Kindermädchen kannst du das jedenfalls nicht bezahlen«, sagte er und versuchte, einen möglichst frostigen Ton anzuschlagen.

»Das tanzt du uns doch hier locker wieder rein, Liebling«, flüsterte sie und lachte dann ein glockenhelles Lachen. Es brach abrupt ab, als sie in sein Gesicht sah. »Du bist wirklich böse auf mich, nicht wahr?«

Statt einer Antwort hob er nur eine Augenbraue. Sie wurde blass und senkte den Blick. »Wie hast du es angestellt, rechtzeitig nach New York zu kommen?«, fragte er in frostigem Ton.

»Ich war im selben Flieger wie du. Kopftuch und Sonnenbrille geben eine phantastische Tarnung ab. Ich saß nur ein paar Sitze hinter dir.«

»Verstehe. Das vorwurfsvolle Schnauben aus den hinteren Reihen.«

»Du hattest einen ziemlich aufdringlichen Sitznachbarn abbekommen.«

»Nicht aufdringlicher als meine Freundin.«

Sie schwieg einen Augenblick. Er hatte sie verletzt. Es war ihm herzlich egal. Er war wütend.

»Und Daphne? War die auch eine Enttäuschung für dich?«, flüsterte sie jetzt.

Colin ahnte, dass sie als nächstes ein paar Krokodilstränen hervorpresen würde, um ihn milde zu stimmen.

Doch so leicht würde er sie nicht davonkommen lassen. Konnte sie denn nicht wenigstens ein einziges Mal tun, was von ihr erwartet wurde? Konnte sie sich nicht wenigstens ein einziges Mal seinen Wünschen fügen? Stattdessen hatte sie alles darangesetzt, ihn zu hintergehen, und sich zusammen mit einer Mrs Layton auf diese Reise begeben, um ihn auch ja nicht aus den Augen zu lassen.

In diesem Moment fiel ihm siedend heiß ein, dass ja auch er eine Zimmergenossin auf dieser Fahrt hatte! Auf gar keinen Fall durfte Lucy erfahren, dass er sich mit Daphne eine Kabine teilte. Lucy würde das niemals verstehen. Was für Daphne und Colin im Grunde keine große Sache war, würde Lucy auf die Barrikaden treiben. Und es erschien ihm sinnlos, ihr zu erklären, dass im Tanzsport fast immer in Paaren gerechnet wurde, also auch Umkleidekabinen nicht nach Geschlechtern getrennt wurden, nicht einmal bei großen Turnieren. Auch gemeinsame Hotelzimmer für Tanzpaare, selbst wenn sie privat nicht viel miteinander zu schaffen hatten, waren in dieser Branche Gang und Gäbe.

»Daphne ist, genau wie ich es vorausgesehen habe, ein nettes Mädchen«, erwiderte er spröde. Nicht er war es, der hier ein schlechtes Gewissen haben musste. Sie war es. Und sie sollte es verdammt nochmal auch haben.

»Und sie hat auch einen netten Freund auf dem Festland?«, bohrte Lucy mit kleinlauter Stimme nach.

»Das weiß ich nicht. Ich mische mich nicht in alles ein. Ich kann mich zurückhalten!«, erwiderte Colin und merkte gerade rechtzeitig, dass er im Begriff war, genau das nicht zu tun. Er war soeben eine Spur lauter

geworden, als es ihm in dieser Umgebung angemessen erschien.

»Ihr Tequila Sunrise, der Herr«, ließ sich nun der Kellner vernehmen und servierte Colin einen perfekten flüssigen Sonnenaufgang in Rot und Orange mit glitzerndem Zuckerrand.

Er reichte ihm wortlos seinen elektronischen Zimmerschlüssel, der all seine sinnlosen Ausgaben wie alkoholische Getränke in den nächsten Tagen speichern würde.

»Und für die Dame?«

»Die Dame hat sich noch nicht entschieden«, flüsterte Lucy.

»Ich empfehle einen Wermut«, sagte Colin kalt, nahm sein Glas und stand auf. Er hatte Daphne im Eingang der Sambabar erspäht. Und er war für heute Abend mit ihr verabredet. Er würde sich von Lucy nicht vorschreiben lassen, wie und mit wem er seine Freizeit in den nächsten Tagen verbringen würde. Dass sie hier war, war allein ihr Problem. Und er hatte nicht vor, ihr so rasch zu vergeben, dass sie dieses Ei hinter seinem Rücken ausgebrütet hatte.

»Schöne Grüße an Mrs Layton«, setzte er noch nach. Dann ging er. Daphne erwartete ihn mit einem unschuldigen Lächeln in der Nähe der Theke. Na bitte. Nicht alle Frauen waren durchtrieben wie seine Lucy. Daphne vielleicht nicht.

»Hey Colin, wer ist denn die süße, kleine Blondine, die du meinetwegen sitzen gelassen hast?«, fragte Daphne zur Begrüßung. Sie sah umwerfend aus in ihrem silberfarbenen Abendkleid, bei dem sich raffinierter

Faltenwurf und fließender Stoff abwechselten. »Du weißt aber schon noch, dass in England deine zauberhafte Freundin auf dich wartet?«

»Ist das so?«, gab Colin zurück, rang sich aber zu einem freundlicheren Ton durch, als er Daphnes überraschten Blick bemerkte. Sie konnte schließlich nichts dafür, dass Lucy wieder einmal auf Biegen und Brechen ihren Willen durchgesetzt hatte. Er zwang sich zu einem Lächeln. »Möchtest du etwas trinken?«

»Eigentlich schon, aber ... du hör mal Colin: Die Kleine da hinten sieht wirklich ganz unglücklich zu uns herüber. Vielleicht solltest du dich noch ein Weilchen mit ihr unterhalten. Sie ist immerhin ein Gast.«

»Mag sein. Aber selbst ein Gast kann sich meine Gesellschaft heute Abend nicht erkaufen. Also: Was möchtest du trinken?«

Den ganzen Abend lang bemühte sich Colin um eine heitere und gelassene Ausstrahlung. Er unterhielt sich mit Daphne und den Gästen am Tresen ausgezeichnet, lachte viel und bemerkte kaum, dass ihm die Kellner einen Drink nach dem anderen servierten. Zunächst versuchte er noch, sich trotz seines inneren Zorns die Namen der Leute zu merken, denen er sich vorstellte oder vorgestellt wurde. Doch die Sambabar war eines der besonders beliebten Abendlokale der *Mermaid* und füllte sich zusehends. Bald verlor Colin den Überblick, mit wie vielen Menschen er bereits angestoßen hatte, und sein Ärger wich einer von zu viel Alkohol erzeugten Heiterkeit. Konsequenterweise vermied er es, zu Lucy hinüberzusehen. Als er sich nach einer ganzen Weile wieder zu den Plätzen am Fenster umwandte, war er bereits leicht angetrunken,

und Lucy war verschwunden. Er hatte nicht mitbekommen, dass sie gegangen war, und er redete sich ein, dass es ihm auch egal war. Von Herzen egal. Ganz egal! Er bestellte einen weiteren Cocktail und wollte auch Daphne zu einem weiteren Drink überreden, doch die winkte ab.

»Ich muss morgen fit sein, Colin. Der erste Tanzkurs startet gleich nach dem Frühstück. Da halte ich mich mit dem Alkohol lieber ein wenig zurück.« Sie erhob sich von ihrem Barhocker und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich will dich ja nicht bevormunden, du bist schließlich erwachsen, aber ich denke, auch du hast für einen Abend genug gehabt. Ich gehe jetzt in unsere Kabine. Sei leise, wenn du nachkommst, ja? Und lass es in deinem Interesse nicht zu spät werden.«

»Ich werde mich leise wie ein Kätzchen zu dir hineinschleichen«, erwiderte Colin und spürte, dass seine Zunge sich bereits schwer anfühlte und seine Artikulation zu wünschen übrig ließ. Außerdem ahnte er, dass er bei diesen Worten debil gegrinst hatte, denn Daphne bedachte ihn mit einem Blick, der eine Mischung zwischen Mitleid und Strenge andeutete.

»Aha. Dann darfst du dich gerne zu meinen Füßen einrollen«, sagte sie und Colin entfuhr ein albernes Lachen. Cocktails waren eine hinterhältige Sache. Sie schmeckten süß und harmlos und schlugen ohne Ankündigung erbarmungslos zu. Was er hier tat, war unprofessionell und unreif, Daphne hatte recht. Er riss sich zusammen so gut er konnte und setzte eine ernsthafte Miene auf.

»Ich komme bald nach«, versprach er. »Nur noch ein bisschen frische Luft schnappen. Das wird mir guttun.«

»Ja«, bestätigte Daphne. »Das könnte sein.«

Sie ging hüftenschwingend davon und Colin sah sich noch einmal in der Bar um. Lucy war nicht zurückgekehrt. Natürlich nicht. Vermutlich würde sie in Kürze versuchen, den Spieß umzudrehen und die Eingeschnappte mimen. Er war immer noch wütend auf sie. Und fest entschlossen, sich dadurch nicht die Reise und schon gar nicht diesen Abend verderben zu lassen. Colin suchte im Gedränge nach Ted Toole, konnte ihn aber ebenfalls nirgendwo mehr entdecken. Der Schotte hatte im Laufe des Abends seine Angel gleich mehrfach ausgeworfen, hatte aber, über einen harmlosen Plausch hinaus, bei keiner der anwesenden Damen landen können. So war er immer wieder neben Madame Ubu am Tresen angespült worden, die vor seinen Zudringlichkeiten wenigstens nicht die Flucht ergriff. Doch nun schienen sich beide zurückgezogen zu haben. Möglicherweise, so überlegte Colin, hatte Ted auch nur das Jagdrevier gewechselt und vergnügte sich andernorts. Schade. Colin hätte ihn gerne gefragt, wie man es anstellte, Damen so rasch und effektiv zu verschrecken. Er hätte in dieser Hinsicht dazulernen und es bei Lucy erproben können. Colin grinste über seine eigenen Gedanken, rief sich dann aber selbst zu Ordnung. Kein Grund, boshaft zu werden, nein wirklich nicht. Das war gar nicht seine Art und kam sicher vom Alkohol. Er würde jetzt seinen Worten Taten folgen lassen und ein wenig an der frischen Luft spazieren gehen.

Das Cocktailglas in der Hand, trat Colin hinaus aufs Deck und atmete einige Male tief durch. Gleich fühlte er sich nüchterner. Er lehnte sich an die Reling und bewunderte die schäumenden Wellen des Atlantiks, deren

Kämme sich hell in der Schwärze unter ihm abzeichnen. Die Luft war kalt und schon nach kurzer Zeit begann er zu frieren. Jetzt bemerkte er, dass nur wenige Gäste an Deck standen. Es war keine Nacht, die zum Mondscheinspaziergang einlud. Es war nicht einmal ein Mond zu sehen. Colin versuchte, wenigstens eine Weile durchzuhalten und schlenderte ziellos an der Reling entlang. Nein, es blieb dabei: Es war zu kalt, um sich lange an der Nachtluft aufzuhalten. Er wählte die nächstbeste Tür, durch deren Glasfenster Licht zu ihm nach draußen fiel, und trat ein.

Sofort erkannte er, wo er sich befand. Er hatte das Schwimmbad, das er schon von der Sambabar aus bewundert hatte, soeben durch einen Seiteneingang betreten. Noch immer war das Becken beleuchtet, das Wasser war von verführerischem Blau. Doch jetzt gab es keine späten Schwimmer mehr im Becken und von den umstehenden Liegen war nur eine einzige besetzt. Colin erkannte Ted sofort an seiner gedrungenen Statur, die in einem schlichten, schwarzen Anzug steckte. Die Hände hatte er auf der Brust gefaltet wie ein braves Kind beim Gute-Nacht-Gebet. Woher er allerdings den albernen Panamahut hatte, der jetzt sein Gesicht bedeckte, wusste Colin nicht. Getragen hatte Ted den Hut zu Beginn des Abends jedenfalls nicht, daran hätte Colin sich erinnert.

Er lief ein Stück am Rand des Pools entlang und nahm auf der Liege links von Ted Platz. Der Schotte regte sich nicht.

»Hey Ted, toller Hut«, begann Colin das Gespräch.

Doch er erhielt keine Antwort. Schief Ted etwa hier auf einer Poolliege seinen Rausch aus? Warum tat er das

nicht in seiner Kabine? Egal, Colin war nach Reden zumute und so streckte er sich auf der durchaus bequemen Liege aus und begann damit, Ted sein Herz auszuschütten. Ihm war es eigentlich egal, ob der Mann schlief oder wach war, er brauchte nur einen Zuhörer.

»Sie werden nie glauben, wen ich heute Abend in der Bar getroffen habe, Ted. Raten Sie mal! Na gut. Dann verrate ich es Ihnen: Meine Freundin. Meine Freundin, die mich eigentlich in England erwarten sollte. Meine Freundin, die ausdrücklich kein Geld für eine überbeuerte Kreuzfahrt verschwenden sollte! Meine Freundin, die auf meinen Hund aufpassen sollte! Du liebe Güte, der arme Huey, wer weiß, was sie mit dem gemacht hat, nur um hier sein zu können!«

Colin schlug entrüstet mit der flachen Hand auf die Armlehne seiner Liege. Im Moment war er in der richtigen Stimmung, um Lucy *alles* zuzutrauen. Vermutlich hatte sie Huey in der Obhut ihrer schauderhaften Familie zurückgelassen. Natürlich hatte sie das! Denn jede andere Möglichkeit hätte bedeutet, dass man gegen ihn ein Komplott geschmiedet hatte. Dass Norma oder Jasper in diese Geschichte verwickelt waren.

Da fiel Colin die seltsame Stimmung auf Louies Beeridigung ein: Normas albernes Gekicher, als er ihr großzügig Huey angeboten hatte. Und Colin wurde erneut wütend.

»Ein Komplott! Sie hat gewusst, dass sie Huey bekommen würde! Und zwar für die vollen acht Tage! Ist das zu glauben, Ted? Meine Freunde, meine beiden besten Freunde, machen gemeinsame Sache mit meiner Freundin! Na, wenn das keine Schweinerei ist!« Colin nahm

einen kräftigen Schluck von seinem Tequila Sunrise und schlug Ted auf die Schulter. »Nun sag doch auch mal was, Ted. So etwas ist doch nicht in Ordnung! Ted?«

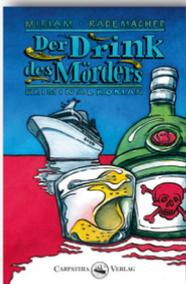
Colin ahnte trotz seines Alkoholpegels, dass hier etwas nicht ganz so war, wie es sein sollte. Selbst wenn Ted ein Nickerchen am Poolrand gemacht hatte – er, Colin, hatte laut genug lamentiert, um einen Bären aus dem Winterschlaf zu wecken. Colin setzte sich auf und griff einem Impuls folgend nach Ted Tooles Hand. Sie war kühl. Nicht kalt, aber kühl.

»Ted? Tu mir das nicht an, okay?«, sagte Colin in beschwörendem Ton.

Ted blieb stumm. Es half nichts, Colin musste Gewissheit haben, musste sich selbst überzeugen. Vorsichtig legte er zwei Finger unter Teds Hutkrempe und schnippte den Panamahut vom Gesicht des Schotten.

Teds weit geöffnete Augen starrten blicklos ins Leere. Sein Gesicht hatte eine ungesunde Blaufärbung angenommen. Der Mund war leicht geöffnet und erinnerte Colin an das Maul eines toten Fisches. Jetzt war ihm klar, warum Ted Toole sich an ihrem Gespräch nicht beteiligt hatte.

»Och nö!«, rief Colin weinerlich und fühlte sich schlagartig völlig nüchtern. Der Panamahut fiel zu Boden, rollte ein paar Meter auf der Krempe im Kreis herum, fiel schließlich um und blieb bewegungslos auf den Fliesen liegen. Colin hätte es ihm gerne gleichgetan. Stattdessen trank er einen weiteren Schluck aus seinem Cocktailglas. Dieser Abend würde sich noch eine ganze Weile hinziehen.



Miriam Rademacher
Der Drink des Mörders
Kriminalroman

erscheint im Oktober 2017
ISBN 978-3-943709-20-9
328 S., Klappenbroschur
14,90 €